

Brücken, Flüsse und Symbole

Von Peter Kamber

Brücken gehören zu den universellsten Sinnbildern, die es gibt. Im einfachsten Sinn des Wortes ist eine Brücke ja ein künstlicher Übergang von einem Ufer zum anderen. Zögern könnten wir allenfalls beim Wort Ufer. Ohne nachzudenken benötigen wir täglich Brücken, die nicht mehr die Ufer irgendeines Wasserlaufs verbinden, sondern Verkehrsflüsse, Schienenstränge, Autobahnen überqueren und bloss Verdoppelungen sind eines und desselben Prinzips: des Hindernisses, das sich gewissermassen selbst überspringt.

Die wirklichen Gewässer in Städten sind häufig längst überbaut und zugedeckt, nur grossen, stolzen Flüssen ist es noch vergönnt, die menschlichen Siedlungen offen, erhabenen Hauptes zu durchqueren, frecherweise bei Gelegenheit sogar zu überfluten.

Neben dem Gedanken, Häuser zu bauen, und dem Einfall, Räder zu konstruieren, zählt der Versuch, Brücken zu zimmern, zu den frühesten technischen Leistungen der Menschheit. Am Anfang stand wohl einfach ein Steg aus Brettern und Pfählen. Wo es früher nur möglich war, an einer Furt, von Stein zu Stein hopsend, trockenen Fusses über einen Fluss zu gelangen, da wurden gewissermassen die aus dem Wasser ragenden Steine aus Holz nachgebaut. Nicht zufällig gab das Zimmer- und Bauhandwerk der Technik den Namen, stammt doch das griechische Wort *techné* (Geschicklichkeit, Kunstfertigkeit, Handwerk, Kunst) vom Verb *tekton* (behauen, verfertigen). Ein Baumeister hiess damals *tektónikos*.

Unheimliche Bauten

Trotz der unbestrittenen Vorteile, welche Brücken uns bieten, zählen Brücken zu den unheimlichen Orten unserer Lebenswelt. Brücken engen uns ein, heben uns vom Boden ab, machen uns wehrlos. Brücken sind gefürchtet, nicht nur eines möglichen Unglücks wegen – wie etwa des Einsturzes der Eisenbahnbrücke von Münchenstein im Juni 1891, der 73 Passagieren das Leben kostete und weltweit Schlagzeilen machte. Die drohenden Gefahren gehen auch von uns selbst aus. Brücken bringen an den Tag, was im Tiefsten unseres Innern lauert. Das Unbehagen, das Menschen beschleicht, wenn sie über Brücken gehen, gab in ältesten Zeiten Anlass zu vielfältigen Opferhandlungen. Bezeichnenderweise hiess das Oberhaupt der römischen Opferpriester Pontifex Maximus – lateinisch für: oberster Brückenmacher – ein Titel, den sich dann auch die katholischen Päpste zulegten. Ernst T. Reimbold (Zeitschrift «Symbolon», 1972) schreibt: «Immer wieder stösst der Spaten der Archäologen auf die Skelette bedauernden Opfer, deren Tod dem Bauwerk der versöhnten Götter Huld und ewigen Bestand sichern sollte.»

Reimbold zitiert auch Jacob Grimm, der im zweiten Band seiner «Deutschen Mythologie» berichtet: «Bei dem neuen Brückenbau zu Halle, der im Jahre 1843 vollführt wurde, währte noch das Volk, dass man ein kleines Kindes zum Einmauern in den Grund bedürfte.»

Und zahlreiche Sagen erzählen von überlisteten Teufeln, die sich vor unüberwindlichen Schluchten der örtlichen Bevölkerung anerboten, um den Preis der ersten Seele, die diese überqueren würde, eine Brücke zu schlagen, dann aber mit einem Ziegenbock oder ähnlichem abgespiessen wurden...

Wir liefern uns Brücken aus. Das ist es, was ängstigt. Brücken überwinden aber auch das Trennende, sym-

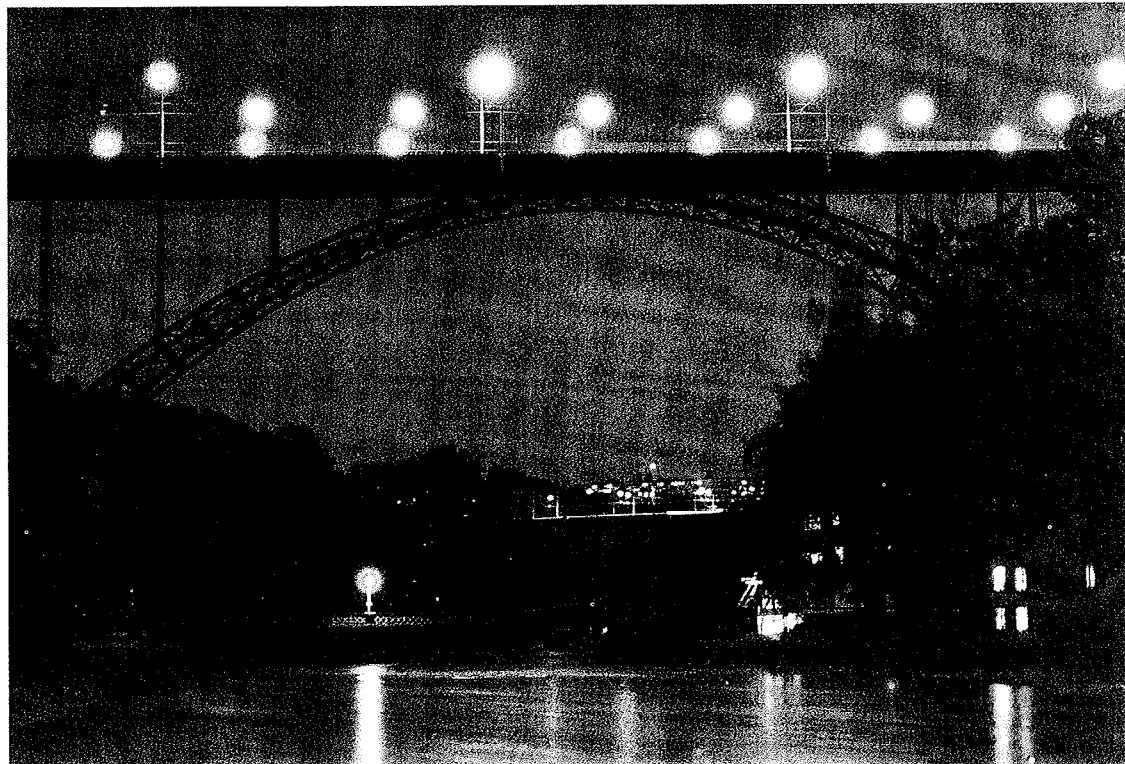
bolisieren die Verbindung «zweier gegenüberliegender, entgegengesetzter und gegensätzlicher Welten» (Reimbold). Sie gelten daher nicht nur als Sinnbild für «eine zu überwindende Gefahr», sondern sie stehen, wie der in Frankreich erschienene «Dictionnaire des symboles» (Laffont/Jupiter, 1982) darlegt, in gleichem Masse für «die Notwendig-

Film «Aus der Mitte entspringt der Fluss» (1992).

Bei den 38 Suizidfällen 1994 in der Stadt, sagt er mir, wurden fünf Personen tot im Wasser gefunden, einer von ihnen, ein 46-jähriger Mann, war von der Kirchfeldbrücke gesprungen; eine 79-jährige Frau von der 1844 erbauten 23 m hohen Nydeggbücke. 10 weitere töteten sich

Komik schadlos hielt. Wer beim Nass-Rasieren aufschrie und behauptete, Dällenbach habe ihm gerade das halbe Ohr abgeschnitten, der bekam vom Meister nur in trockenem Ton zu hören: «Für den Preis können Sie nicht verlangen, dass ich Ihnen den ganzen Kopf abschneide.»

Den Geschäftsgang in seinem klei-



Die 1898 eingeweihte Berner Kornhausbrücke – und unten an dieser kühnen, 48 m hohen Eisenkonstruktion ...

keit, einen Schritt zu tun»: «Die Brücke verweist den Menschen auf einen engen Weg, wo er sich unweigerlich vor die Aufgabe gestellt sieht, eine Wahl zu treffen.» Wer eine Brücke überquert, lässt etwas Vergangenes hinter sich und wendet sich unbekanntem Neuem zu – wechselt die Seite. Eine Grenze wird überquert. Doch Brücken stellen einen gerade dadurch auch wieder vor einen Zwiespalt. Scheinen eine Entscheidung erzwingen zu wollen. Und unbeschadet aus Zwangslagen herauszukommen, ist oft so schwierig wie der Gang über die Hölle auf der Brücke «Al Sirat», die nach der islamischen Tradition so «dünn wie ein Haar» und «so scharf wie ein Schermesser» (Reimbold) ist.

Sprung in den Tod

Über die Aare, welche die Berner Altstadt wie einen Burghügel umspült, wurden im 19. Jahrhundert mit aller Kühnheit der Ingenieurskunst Brücken gespannt. Die 1883 fertiggestellte 39 m hohe Kirchwelthornbrücke und die 1898 eingeweihte Kornhausbrücke mit ihren 48 Metern Höhe gehören zu den höchsten städtischen Brücken der Schweiz. Immer wieder spielen sich auf ihnen einsame Selbstmordtragödien ab. Im Hauptgebäude der Stadtpolizei Bern sitzt ich vor einem 24-jährigen Beamten, der mir bereitwillig Auskunft gibt. An den Wänden des Büros hängen ein Kunstdruck mit der Darstellung einer Theke, an der Champagner ausgeschenkt wird, und ein Plakat von Robert Redfords

durch einen, wie es offiziell heisst, «Sturz auf harte Unterlage». Im Staatsarchiv war ich beim Blättern in den Ratsmanualen auf die Geschichte der Selbstmörderin Anna Lehrbar aus Bern gestossen. 1641 hatte sie sich aus Verzweiflung über ihren nichtsnutzen Ehemann Vinzenz Minniens, der sie schlug, nach dem Besuch der Predigt in die Aare gestürzt. Leute zogen sie zwar schon einige Minuten später wieder aus dem Fluss, und sie atmete noch; aber eine halbe Stunde später war sie tot. Der Rat beschloss, sie nachts bei der Heiliggeistkirche zu begraben (Ratsmanuale, Nr. 82; 12.7.1641).

Bertolt Brecht schrieb 1920 in seinem Gedicht «Vom ertrunkenen Mädchen», das mich in meiner Jugend stark berührte: «Als ihr bleicher Leib im Wasser verfaulet war/Geschah es (sehr langsam), dass Gott sie allmählich vergass/Erst ihr Gesicht, dann die Hände und ganz zuletzt erst ihr Haar./Dann ward sie Aas in Flüssen mit vielem Aas.»

Kurt Fröh liess in seinem Spielfilm über das berühmte Berner Original «Dällenbach-Kari» (1970) den Protagonisten, der mit Witzerzählungen seine Kümernisse zu überspielen pflegte, von der Nydeggbücke aus ins Wasser gehen. Die gespaltene Lippe oder Hasenscharte von seiner Geburt und ein gebrochenes Herz nach einer sozial ungleichen Liebe zu einer Fabrikantentochter hatten den stadtbekanntesten Coiffeurmeister zu einem Aussenseiter werden lassen, der sich einzig mit seiner Schlagfertigkeit und seiner bissigen

nen Ladenlokal beurteilte Dällenbach Kari gerne so: «Wenn bis Mittag das Blut nicht über die Schwelle läuft, ist das ein schlechter Tag.» Nachgerade berühmt wurde er, als er einem vollmundigen Patrioten, der angab, keine Zeit zu haben, um zu warten, ein Schweizerkreuz ins Haar schor und anschliessend auf ein Bier nebenan ins Wirtshaus ging. Andere, die ihn nervten, seifte er ein, rasierte sie halbseitig und liess sie einfach sitzen.

Von Hansruedi Lerch, dem Biographen Dällenbach Karis («Dällebach Kari», Bern 1968/1980; «Kenssch der Nöitsch vom Dällebach Kari?», Kreuzlingen/Bern 1985) erfahre ich, dass der legendäre Coiffeurmeister 1931, am Vorabend des Nationalfeiertages, dem 1. August, in Wirklichkeit nicht bei der Nydeggbücke, sondern vom Altenbergsteg aus in die Aare gegangen ist, um zu sterben. Er hatte gespürt, dass es wegen eines unheilbaren Magenleidens mit ihm zu Ende ging. Auf dem Weg zum Fluss sei er zuletzt gesehen worden.

Es ist schon ein seltsames Gefühl, mit diesem Wissen eines Nachts wieder über den Altenbergsteg zu gehen, der mir doch von Besuchen bei meinen Freunden her so vertraut ist. Dunkel und als Schatten in der Nacht spannt sich gleich daneben die riesige Kornhausbrücke über das Aaretal. Gleich links vor dem nur zirka drei Meter hohen Brücklein, von der Oberstadt her gesehen, führen steinerne Stufen zur Aare hinab. Gefunden worden war er erst zehn Tage später, flussabwärts im

Wohlensee. Dem Berner Sagenforscher Sergius Golowin zufolge sagten die Leute damals, das habe deshalb so lange gedauert, weil Dällenbach Kari erst den Fischen alle seine Witze habe erzählen müssen.

Märchenstoffe

In den Märchen spielen Brücken oft eine entscheidende Rolle: Gläserne, kristallene und goldene Brücken, die über Nacht von zauberkräftigen Wesen hingebaut werden, um uns dabei zu helfen, gegen dunkle Mächte eine schwere Probe zu bestehen.

«Das Wasser», so führt die Märchenforscherin Hedwig von Beit in ihrem Buch «Symbolik des Märchens» (Bern 1952) aus, habe, «mythologisch gesprochen, oft mütterliche Bedeutung.» Brücken selbst versinnbildlichten den Ort drohender Einbrüche des Unbewussten:

«Eine Brücke verbindet zwei durch ein Wasser getrennte Landstücke und bezeichnet daher eine psychische Situation, in welcher das Bewusstsein unterbrochen ist (...). Die Brücke ist zugleich ein Übergang»

in ein anderes Gebiet, und an dieser Stelle lauern die Dämonen des unbewussten Reiches. (...) Die Brücke als gefährlicher Ort des Übergangs über ein Wasser oder einen Grenzfluss ist ein häufiges Bild in der Mythologie, und mit ihrer Überschreitung beginnt daher oft der Gang ins Magische.»

Sergius Golowin, den bekannten Berner Sagen-, Mythen- und Märchenforscher, konnte ich in seinem Haus ausserhalb der Stadt treffen und kennenlernen:

«Warum haben die Leute mit 80 noch nicht vergessen, was man ihnen mit 8 erzählt hat? In den Sagen, in den Märchen stossen Sie fortlaufend auf Jahrhunderte von Erfahrungen.» Vor dem Haus von Sergius Golowin eröffnet sich der Ausblick auf die Aare-Ebene. Früher sei das eine nebelverhangene Sumpflandschaft gewesen. Beim Erzählen von Märchen, meint er, müsste eigentlich immer in Erinnerung gerufen werden, dass die natürliche Umwelt sich seit der Entstehung der Erzählungen vollständig verändert hat. In vorhistorischer Zeit habe das heutige Gebiet des Kantons Bern zu 95% aus Wald bestanden.

Der Bär oder je nach Darstellung die Bärin seien nicht zufällig zum Berner Wappentier erkoren worden. Sergius Golowin nimmt an, dass es in der Gegend einmal Bärenkulte gegeben hat. Eine gallo-römische Bronzestatue aus dem 2. Jahrhundert vor Christus, die 1832 in Muri bei Bern gefunden wurde, trägt in der Tat die Aufschrift «Dea Artio», was mit Bärengöttin über-

setzt wurde, da im Keltischen «ar-tos» für Bär steht. Die sitzend dargestellte Fruchtbarkeitsgöttin mit dem Bären, dem Fruchtständer und dem Baum ist im Bernischen Historischen Museum ausgestellt. Die Kirchenfeldbrücke war 1883 mit einem grossen Fest eingeweiht worden. Am Umzug nahmen neben der Schuljugend die Kavallerie, eine Fahngruppe, Turner-, Schützen- und Gesangsvereine und eine Herde von Kühen und Rindern teil. Nachmittags gab es neben einem Schauturnen, einem «Veloziped»-Rennen und Gesangsdarbietungen auch sogenannte «ländliche Vergnügungen» mit Tanz, Sackspringen, Eierlaufen, Tannenklettern und einem Wettkampf im Grimmaschneiden (Broschüre des Fest-Komitees).

Rituale

Brücken sind ein luftiger, unheimlicher Ort. Wohl erst durch eine gemeinsame Begehung der eisernen Ungetüme wurden nach erfolgreicher Konstruktion die Ängste bezwungen und der Bann, der auf ihnen lag, gelöst. Die Brückenfeste des

19. Jahrhunderts erfüllten eine Beschwörungsfunktion und traten so gesehen an die Stelle alter Brückenopfer. Die rein technischen Belastungsproben im 20. Jahrhundert lassen den uralten Kampf mit vorgestellten Dämonen noch durchscheinen. So wurden bei der Berner Lorrainebrücke (37,5 m Höhe) 1930 acht Lastwagen und ein Turmdrehkran von insgesamt 118 t losgeschickt, 1941 bei der Eröffnung des 43 m hohen Eisenbahnviadukts vier fauchende Dampfloks und 1962 bei der Monbijoubücke (22 m Höhe) gleich mehrere Panzer der Armee! (Vgl. Ch. Nil, Von Berns Brücken, Bern 1984; B. Furrer, Hg., Übergänge. Berner Aarebrücken, Bern 1984.)

Der Schriftsteller Paul Nizon, der aus Bern selbst stammt, bezeichnet in einer Erinnerung an seine Kindheit die Kirchenfeldbrücke als «die lichteste Brücke der Stadt»:

«Tram und Autos und Passanten, der ganze Verkehr verwandelte sich, zumal aus der Ferne, in eine Himmelserscheinung. (...) Berns Brücken sind Landschaftsouvertüren. (...) Ich kann auch sagen: sie sind die Führer, die die auf ihrem

Halenbrücke hingegen verleiht mir ein Gefühl der Sicherheit. Das nimmt fast jeden Schwund. 38 Meter unter mir schwimmen drei Schwäne. Eine schwarze Taucherente verschwindet immer wieder mal für gute zehn Sekunden, um in der Tiefe Algen zu knabern.

Vom Erlernen des Gruselns

In einer kurzen Erzählung mit dem Titel «Die Brooklynbrücke» schildert Henry Miller, dass er sich auf dieser bekannten New Yorker Hängebrücke den «Strömen» aussetzte, «die zwischen Tod und Irrsinn zirkulieren. (...) Wenn ich über die Brooklynbrücke hin und her ging, wurde mir alles kristallklar. (...) Nur in Augenblicken äusserster Seelennot, wenn, wie man so sagt, alles verloren schien, nahm ich meine Zuflucht zu der Brücke. (...) Ich hatte mich auf der Brücke Selbstmord begangen. Aber ebenso häufig fand ich wieder zurück und rang mit denselben Rätseln. Es hat auf lange Sicht nicht viel zu bedeuten, ob man wirklich stirbt oder nicht. Man muss

Anderntags erfahre ich beim Strassen- und Brückenamt der Stadt, dass es wegen der vielen Selbstmorde hier Pläne gebe, vielleicht Netze anzubringen. Der Besitzer des Geländes unterhalb der Galterenbrücke sei die vielen verschlagenen Leichen, die er in seinem Garten finde, leid.

Gut eine Woche später spazierte ich bei regnerischem Wetter über die gedeckte, hölzerne Spreuerbrücke in Luzern. Mit ungeheurer Macht führt die Reuss das Wasser aus dem überfüllten Vierwaldstättersee ab. Die Brücke wurde um 1400 erbaut, 1566 von der Reuss weggerissen und neu erbaut. Im Dachgebälk der Brücke hängt der Gemäldezyklus «Totentanz» von Kaspar Menglinger (1626-1630). Die dreieckigen farbigen Bildtafeln, die den Tod in allen gesellschaftlichen Varianten darstellen, sind mit Versen versehen, die noch heute nachdenklich stimmen. Vom alten Luzerner Dialekt in die Hochsprache übertragen, lautet einer der Sprüche: «Was fliegt und kriecht, was strebt und schwebt, was schwimmt und rinnt, ja was je lebt, flieht alles den Tod, ist doch

ziehen sich die Pfeiler der Hochspannungsleitungen über den Hügelzug.

Hinter einer Schlaufe des Stausees taucht zuerst das Flusskraftwerk auf. Es gleicht einer langen, schmalen Fabrik, die quer über den Fluss gebaut ist. Auf dem Damm, der den gestauten Fluss durchschneidet, treffe ich einen Mann mit einem kleinen Hund. Er lehnt gegen die Brüstung und lässt seinen Blick in die Ferne schweifen. Es stellt sich heraus, dass er 25 Jahre im Flusskraftwerk gearbeitet hat. In 15 Meter Tiefe werde das Wasser angesogen. Die Strömung im Stausee folge noch immer dem alten Aarelauf. Im Herbst sehe man das schön an der Bewegung des Laubes.

Das Werk wurde 1917-1920 erbaut. In grossen Lettern steht an einer Fassade zu lesen: «Ein Denkmal der Tatkraft und Pflichttreue der leitenden Männer und Arbeiter.» In einer Halle hat die Berner Kraftwerkgesellschaft ein Museum für Schaufelräder eingerichtet. Ich suche den Weg zum Atomkraftwerk. Hinter einem mit verkegeligen Wohnhäusern bebauten Hügel erblicke ich es. Die Hochspannungsleitungen führen direkt über die kleine Siedlung, wo es doch bekannt ist, dass die Magnetfelder unter den Leitungen äusserst gesundheitsschädigend sind.

Etwa 300 Meter vor dem Atomkraftwerk hemmt etwas meinen Schritt, kann ich unversehens nicht mehr weiter. Die Anlage steht grau in grau auf der grünen Wiese, mitten in dieser Flusslandschaft, 1968-72 hingesetzt, als es noch keine nennenswerte Widerstandsbewegung gab.

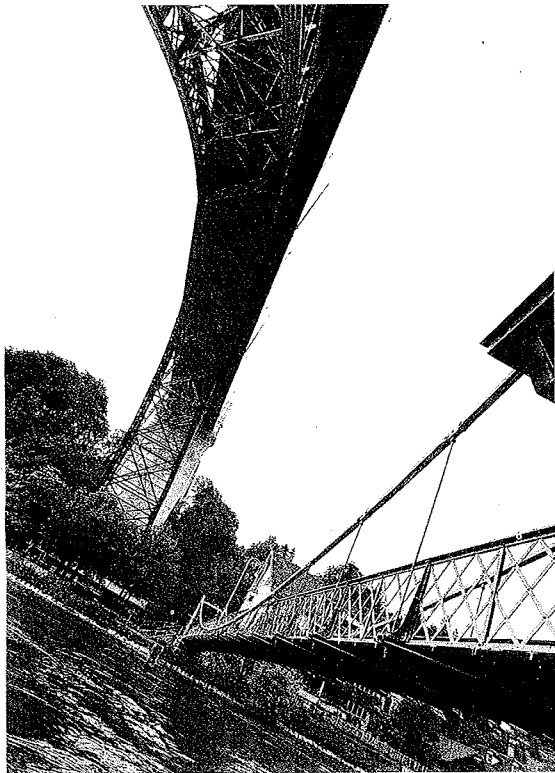
Es wird mit Wasser der Aare gekühlt. Weiter unten, auf Aargauer Boden, stehen noch einmal zwei von der Aare gekühlte AKWs, Beznau I und II. Das vierte Werk steht, ebenfalls an der Aare, bei Gösgen ganz in der Nähe von Aarau und besitzt bekanntlich einen Kühlturm. Genauso wie das fünfte Schweizer Kernkraftwerk, das bei Leibstadt kurz vor dem Zusammenfluss von Rhein und Aare hingebaut wurde, wie in Gösgen unter massivem Polizeischutz. Erst seit 1990 gilt ein zehnjähriges Moratorium, das die Planung und den Bau weiterer Kernkraftwerke verbietet.

Die vielen Menschen, die von den Brücken in die Tiefe springen und in der Aare den Tod suchen, legen den Schluss nahe, dass wir auch im Kleinen der Technik, welche im Mittelalter mit den hohen Kirchtürmen einen ersten Aufschwung nahm, dann vor allem im 19. Jahrhundert unsere Lebenswelt von Grund auf veränderte, nicht gewachsen sind. Es wurde plötzlich möglich, auf die höchsten Berge hinauf Zahnradbahnen zu bauen und die tiefsten Schluchten zu überbrücken, doch vom zivilisatorischen Schwund ergriffen, stürzen wir uns einzeln in der Nacht heimlich von diesen Himmelsleitern einsam in die Tiefe, als zöge der Boden oder das Wasser uns auf geheimnisvolle Weise wieder zu sich herab.

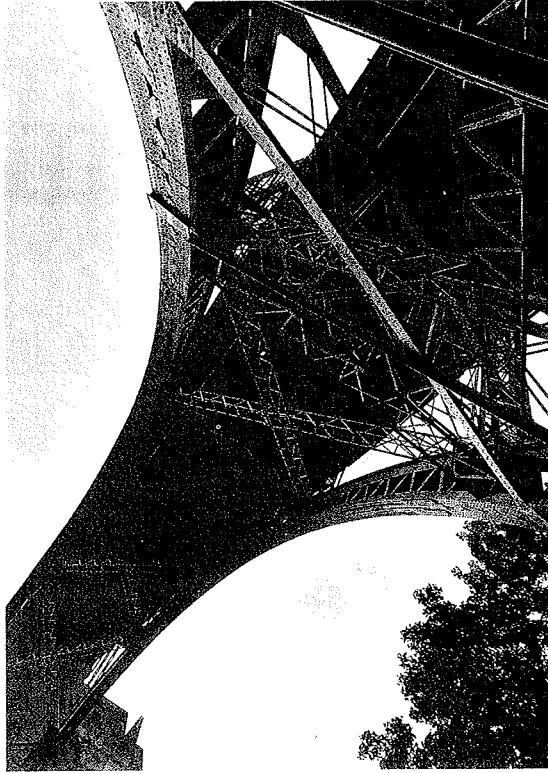
Es bleibt eine Illusion, zu meinen, wir kalkulierten den Tod nicht von Anfang an mit ein. Je halbscherischer die Technik, desto spektakulärer werden auch die Möglichkeiten für Verzweiflungstaten jedweder Art.

In den Mythen haben am Grenzfluss zur Unterwelt vor etwas über zweitausend Jahren dank der neuen technischen Möglichkeiten die Brücken den Fährmann abgelöst, der uns noch auf einem Schiff ins Totenreich führte.

Wir mussten zur Erkenntnis gelangen, dass die Grenze zur Schattenwelt in uns selber liegt. Erst dann überwinden wir vielleicht das Zerstörerische in unserem Schaffen und finden heraus, auf welchem Weg wir ungefährdet weitergehen können. In den altindischen Upanishaden spricht die Chanogya Upanishad von der Selbsterkenntnis als der wahren Brücke: «Das Selbst ist die Brücke, die die Welten trennt, damit sie nicht zusammenstürzen. (...) Wer diese Brücke überschreitet, wird sehend, wenn er blind war, wird heil, wenn er verwundet war, wird gesund, wenn er krank war. Hat sie diese Brücke überschritten, wird auch die Nacht zum Tag. (...) Aller Welten und aller Wünsche wird der teilhaftig, der dieses Selbst findet und erkennt.» (Upanishaden, Diederichs Verlag, Köln 1977)



... der Altenbergsteg, wo 1931 Kari Dällenbach in die Aare ging, um zu sterben.



Und die Kirchenfeldbrücke, auch in Bern, von 1883. Fotos Cornelia Weseloh

19. Jahrhunderts erfüllten eine Beschwörungsfunktion und traten so gesehen an die Stelle alter Brückenopfer. Die rein technischen Belastungsproben im 20. Jahrhundert lassen den uralten Kampf mit vorgestellten Dämonen noch durchscheinen. So wurden bei der Berner Lorrainebrücke (37,5 m Höhe) 1930 acht Lastwagen und ein Turmdrehkran von insgesamt 118 t losgeschickt, 1941 bei der Eröffnung des 43 m hohen Eisenbahnviadukts vier fauchende Dampfloks und 1962 bei der Monbijoubücke (22 m Höhe) gleich mehrere Panzer der Armee! (Vgl. Ch. Nil, Von Berns Brücken, Bern 1984; B. Furrer, Hg., Übergänge. Berner Aarebrücken, Bern 1984.)

Felssporn hockende, im Aareknick gefangene ländliche Hauptstadt ins jenseitige ausstreckt.» (in: B. Fueter, Hg., Übergänge, Bern 1984).

Der Sog der Tiefe

Ich nehme den Zug zur Schwarzwasserbrücke. Sie ist wegen ihrer Höhe im ganzen Kanton Bern berüchtigt. Auf der linken und rechten Strassenseite erblicke ich schon von weitem ein Plakat auf rotem Grund: «ratlos? entmutigt? verzweifelt? Die Dargebotene Hand ist jederzeit für Sie da. Telefon 143.» Eine Handfläche ist abgebildet, die sich zu einem Herzen formt, und das Symbol eines Telefons.

Der Schatten der Brücke wird von der kraftvollen Nachmittagssonne gegen den Berghang geworfen. 63 Meter tiefer plätschert der stellenweise vereiste Fluss. Jedes Auto, das die Brücke passiert, bringt sie etwas zum Federn. Das Geländer reicht mir nicht einmal bis zur Hüfte. Ich verspüre ein mulmiges Gefühl in meinem Bauch. Es ist nicht ein Schwindelgefühl, eher eine unwillkürliche Reaktion des Körpers auf die Gefahrensituation. Auf der direkt nebenanliegenden Eisenbahnbrücke gehe ich zurück, sehe nun die Sonnenseite der Schlucht. Das Flüssen glitzert. Auf den Eisflächen liegt Schnee. Der Anblick ist wunderschön. Es ist die Welt aus der Vogelperspektive gesehen. Im Schnee vor mir auf der Brücke sehe ich Fussspuren - ich vergewissere mich, dass sie auch zurückführen. Die hohe, dicke Steinbrüstung der

schliesslich doch zum Leben zurückkehren, um es voll und ganz bis zur letzten bedeutungsvollen Neige durchzuleben. Das lernte ich schliesslich verstehen, als die Brücke aufhörte, ein Ding aus Stein und Stahl zu sein und in mein Bewusstsein als ein Symbol einging.» (in: Lachen, Liebe, Nächte, Rowohlt, Hamburg 1957).

In Fribourg, der mittelalterlichen Zwillingstadt Berns, gibt es noch zwei höhere Stadtbrücken als in Bern: Die Zähringerbrücke mit 52 Metern Höhe und die gar 80 Meter hohe Galterenbrücke. Die Nacht ist schon hereingebrochen, als ich mich nach dem Weg durchfrage. Mir wird unheimlich, wie ich nur schon an der ersten der beiden Brücken hochsehe. Kurz vor der zweiten, die stadtauswärts führt, steht - und das wird für das katholische Fribourg nicht überraschen - ein in den Fels gehauener, über einem Brunnen errichteter Marienaltar: «Mater Divinae Providentiae» ist gross in den Stein eingemeisselt, und etwas kleiner «Magnificat anima mea Dominum - Merci pour maternal protection».

In einem Kästchen glimmen rot hinter Glas, zwei «ewige Lichter». Die Galterenbrücke, eine Stahlbetonbrücke mit metallenen Leitplanken unter dem Geländer, ist so hoch, dass alles sich im Körper instinktiv zusammenzieht. Unter ihr fließt der Galterenbach, der sich mitten auf Stadtgebiet in die Saane ergiesst, welche ihrerseits später unterhalb des Wohlensees in die Aare mündet.

kein Ort/ auf Erden, wo der Tod nicht wäre.» Die Holzbrücke steht auf zwei Steinpfeilern, ist niedrig und mit Ziegeln bedeckt. 1568 wurde auf der Brücke eine Marienkapelle mit spitz auslaufendem Türmchen eingerichtet.

Atomfluss Aare

Einige Kilometer nach Bern weitest sich die Aare zum Wohlensee. Kein natürlicher See. Die Aare ist hier am Ende des 1. Weltkrieges gestaut worden. Ein Wasserkraftwerk wurde errichtet. Gebändigt liegt die Aare zwischen den zwei Höhenzügen. Vom nahen Wald her höre ich das Hämmern eines Spechts, immer wieder setzt er an mit dem Pochen. Neben den Enten sind Krähen zu hören. Auch andere Vogelstimmen, von denen ich mir sage, dass es sehr lange her ist, seit ich sie zum letzten Mal vernahm. Die Gegend ist verkrautert. Das Naturschutzinspektorat beschloss 1992 laut Tafel: «Das Einkirchlingen in die Ufervegetation inkl. Ufergehölz und Auenwald ist verboten. Das Aufstellen von Zelten, Wohnwagen und anderen Unterständen ist untersagt.» Nur die Betreibung des Atomkraftwerks Mühleberg am Rand dieser Naturlandschaft, 10 km vom Stadtrand Berns entfernt, Luftlinie gemessen, scheint noch immer in Ordnung zu gehen.

Eine Mühlebergstrasse taucht auf. Den Berg seh ich, denke ich, aber wo ist die Mühle? Des Müllers Zeiten sind vorbei. In einer Dreierreihe